

MIT DEBORA IM RÜCKEN

Radka Denemarková

Zum erstenmal im Leben habe ich ein Arbeitszimmer. Ich steige dahin ins oberste Stockwerk. In der Villa Clementine. Dank dem, dass Kafka, Brod, Werfel, Rilke, Kisch... in Prag geschrieben haben und das *Prager Literaturhaus deutschsprachiger Autoren* entstanden ist. Zum erstenmal im Leben gehören mir nicht nur die Nächte, sondern auch die Tage. Ich kann mir selber zuhören, ich werde sehen, wohin der Weg führen wird. Den ganzen Tag flutet es aus mir, der Strom wurde nach sieben Monaten losgelassen. Die Konzentration, in die ich während des Schreibens gerate, ist berauschend. Das Alleinsein mit den Sätzen ist so gefährlich, man verlässt die Realität und ist nicht in der Lage zu funktionieren. Man kehrt zu seinen Sätzen zurück wie in eine Zufluchtsstätte, wie in einen Bunker. Ich kann nur über den Tod schreiben, da ich stets um das Gute und das Böse in meinem Innern besorgt bin. Ich schreibe mit dem Bleistift, der hier von Debora Bernhardt zurückgeblieben ist, einer amerikanschen experimentellen Dichterin. Sie hat mir auf dem Tisch eine Nachricht hinterlassen. Der Bleistift ist unser Stafettenstab. Im Arbeitszimmer öffnet sich die Aussicht in den Park, hinter welchem die aufgerichteten Backsteinfinger der Neorenaissance-Türme der *Marktkirche* drohen. Warme Farben, ein Eichhörnchen, das mit seinem runden Schatz im Mäulchen auf dem Weg zickzack läuft. Am Abend leuchten die Lampen auf wie in den Straßen der Prager Kleinseite. Bereits um vier Uhr nachmittags. In einem der Zimmer kann ich das Gesicht ans Glas drücken, in den gegenüberliegenden Wohnungen die Geschichten von Menschenschatten beobachten. Wiesbaden, die Hauptstadt der Bundeslandes Hessen, zweihunderttausend Einwohner. Über alle werde ich hier nicht schreiben. Das mondäne Wiesbaden, ein Kurort. Ohne Kurbad. Trotzdem perfekte Kulissen. Eine lange Kolonnade, Parks, Thermalbäder, Weinberge in der Umgebung. Kliniken und Sanatorien, wohin Araber in Limousinen mit dunklen und wahrscheinlich kugelsicheren Scheiben kommen. Frösche, die an der Quelle sitzen: etliche Heilquellen sprudeln in den Hotels, umbaut mit Marmor. Im Mai pflegte Ende des neunzehnten Jahrhunderts Kaiser Wilhelm II. mit dem ganzen Hof hierher zu kommen. Daher kommt die von hiesigen Leuten oft verwendete Bezeichnung "Kaiserwetter" für schönes Wetter. Der Kaiser kommt, sonnige Tage stehen uns bevor. Der Kaiser mischte sich in den Aufbau ein, zum Beispiel des Theaters,

welches er hier bauen liess, Berlin könnte neidisch sein. Bis zum ersten Weltkrieg langweilten sich hier reiche Amerikaner, errichteten sich ganze Viertel mit prunkvollen Villen, heute sind an ihrer Stelle die Russen da. Ein riesiges Karlsbad, seit jeher zielten diejenigen hierher, die es sich leisten konnten. Sie luden Künstler ein, Dostojewski's Pulsschlag beschleunigte sich im hiesigen Casino. Die Stadt entging der Bombardierung, man munkelt, dass Wiesbaden von den Amerikanern verschont wurde, um den eigenen Stab angenehm unterbringen zu können. Das harmlose Wiesbaden (ohne jede Industrie) kam ihnen aber höchstwahrscheinlich so langweilig vor, dass es eines Bombenangriffs nicht Wert war. Die Stadt hat sich noch nicht entschieden, ob sie ein Provinzort oder ein dynamisches Zentrum sein wird und die Unentschiedenheit macht aus ihm einen sympathischen Raum mit einer menschlichen Dimension. Das Kaffeehaus und sein Rauschen löst die Einsamkeit auf. *Feickert*. An die Wand werden Stummfilmgrotesken mit Buster Keaton projiziert. *"Die drei Frauen gingen langsam. Am Horizont sahen sie eine Schlucht. Sie sollten ausweichen. Jedoch gingen sie geradewegs auf sie zu."* Hier wickelte ich die Sprengschnur eines neuen Textes ab. Frigo hat auch diesmal nicht gelächelt.

Ulrike Krickau. Journalistin. Sie schreibt für die *Frankfurter Rundschau* (zuletzt über Lenka Reinerová). Ihr schwarzer Hund pflegt auf sie im Auto mit einem unheimlich weisen Blick zu warten. Man lauert auf den Moment, wo der haarige Kerl die Zeitung öffnet und mit der Pfote die Seite umdreht. In Wartburg, der Experimentalbühne des *Hessischen Staatstheaters Wiesbaden* die Premiere einer Dramatisierung des Goetheschen Romans *"Die Wahlverwandtschaften"*. Die Wahlverwandtschaften unter der Regie von Tobias Materna. Interessanter als die Inszenierung selbst ist Ulrike. Zähne Zartheit. In allem kompromisslos. Was das Leben nicht einfacher macht. Sie erzieht eine Tochter, welche gelangweilt die Schule verließ und Arbeit in einem Supermarkt gefunden hat. Jetzt - mit zwanzig - beendet sie das Abitur. Ulrike respektiert ihre Entscheidung. *"Jeder kommt eines Tages dahinter, das er in eine Sackgasse geraten ist."* Sie verließ ihren Mann, der ihre Arbeit nicht tolerierte. Und sie zitiert Jane Bowles: *"Ich glaube, dass das ganze System, mit einem Partner durchs Leben zu gehen, widerlich ist"*. In einer Buchhandlung in der Wilhelmstraße hätschle ich meine weitere lebende "Figur". Den Buchhändler. Er sieht wie Kurt Vonnegut aus. Er mag Bücher und Schriftstellerinnen, ich trug die Monografie von Virginia Woolf und einen Sammelband mit Kriegserinnerungen *"Als wir Frauen stark sein mussten"* davon und Autoren, mit denen ich zum ersten Mal zusammengekommen bin: Thomas Glavinic, Michael Köhlmeier, Peter Kurzeck. Menschen- oder Gottesgrotesken, wie es dir beliebt. Würde Vonnegut zu mir sagen.

Und nicht mehr stören. Ich arbeite an drei Sachen gleichzeitig. Vormittags das Buch *"Tod, du wirst dich nicht fürchten"*, nachmittags die letzte Version des Filmdrehbuchs *"Das Geld von Hitler"*, nachts - wie ich es gewohnt bin - die

Arbeit an einem neuen Roman. Ob ich eine Kostprobe davon geben kann? Das kann ich. Zum Beispiel *"Tod, du wirst dich nicht fürchten"*. Die Löffelspitze eintauchen, leicht pusten und ein bisschen wegschlürfen. Das nächste mal nachpfeffern.

"Man soll nie spaßen. Manchmal gehts aber nicht anders. Dies ist ein Buch über das Schreiben eines Buchs. Wider meinem Willen. Auf Bestellung dieser Art zu schreiben ist soviel wie in Fesseln zu schreiben. Ein Buch zu schreiben mit einer Pistole, die einem zwischen die Augen zielt - ein seltsamer Zustand. Über einen Toten für einen Toten schreiben. Es dauerte sieben Jahre. Es könnte ewig dauern. Sieben Jahre auf der Flucht vor einem Buch. Die Geschichte von Lébl habe ich so niedergeschrieben, wie ich sie sehe. Die Oberfläche sagt nicht alles. Sagt aber genug. Habe ich mich jedoch dadurch befreit? Man soll nie spaßen. Ein matter, kränklicher Tag. Siebenmal der Beigeschmack des letzten. Ich klemmte mich ausschließlich hinter den Text über Lébl, den ich ruckweise, mit Jahrespausen, seit sieben Jahren bearbeite. Er klebt an mir, will beendet werden, ich rede ihm zu, die Zeit ist noch nicht reif, mein Gemüt drängt zu einer anderen Arbeit, zu meiner Arbeit, zu meinen Sätzen, zu meinen Gedanken. In den Pausen dieser Jahre habe ich Bruchstücke skizziert, manche davon kann ich jetzt abzeichnen, jetzt werde ich über die überflutende und tödliche Faktographie eine Geschichte spannen. Zahllose Nebengeschichten werde ich ringsum reinbohren. Jahrelang habe ich nach der Form herumgetastet, in welche dies alles rein muss. Sie ist reif. Ich werde mir keine Hindernisse in den Weg legen. Soll ich etwa das Theater und das Leben voneinander reißen? Mit Maß und klassisch über jemanden schreiben, dem sich die Zukunft in die Gegenwart einzumischen begann? Die Zukunft mit den Marsmenschen. Ist nicht jede Monografie, sind nicht alle Memoiren Fiktion, obwohl sie sich an die Fakten halten? Zum Leben, falls der Kern getroffen werden soll, gehören Details wie auch das Ganze, Poesie und Zitate, dramatische Etappen sowie Skizzen von Situationen und Charakteren, innere Monologe, szenische Entgegnungen sowie Geplauder an der Bar. Die Essenz des Léblschen, wenn das nur gelingen würde. Kecke Flügel über der Theaterbühne, keine schwerfällige Summe von Daten und Namen.

Diese, die am wenigsten wichtigen, werden in die Anmerkungen abgeschoben. Ein Buch über Lébl als Labyrinth von Anmerkungen. Damit die Spannung zu spüren ist, mit der er sich tage- und jahrelang durch das Dickicht drängte und gleichzeitig wie ein Truthahn auf einem roten Perserteppich stolzierte. Er hatte gern eine volle Bühne. So werde ich sein Leben mit Worten überhäufen. Es wird ein schneidendes Buch sein, mit den Nägeln beider Hände auf der schwarzen Tafel von oben nach unten fahren. Und dabei die zwischen den Zähnen zurückgebliebenen Sandkörnchen zermalmern. Die Atmosphäre jenes Lebens erfassen. Wenigstens das."

1.- 5.11.2007, Wiesbaden

(Die Schriftstellerin Radka Denemarková, Preisträgerin des Magnesia Litera Preises für die beste Prosa des Jahres 2006, sie erhielt das literarische Stipendium des Prager Literaturhauses deutschsprachiger Autoren, mit Unterstützung des Instituts für Kunst, des Kulturministeriums und des Literaturhauses in Wiesbaden)